

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 47

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebe *du* willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Zehnte Fortsetzung

Ich bin Ihrem Stobbs und meinem Propheten aus Sendedrabad geradezu dankbar, daß die beiden sich entschlossen haben, gerade jetzt wieder aufzuwachen», sagte Sheridan, der unter der Maske des ehrerbietigen Dieners das vergnügte Lächeln eines SS-Mannes trug, der sich auf dem Kriegspfad befindet. «Ohne diesen hundertjährigen Burschen wären wir beide sobald nicht wieder gemeinsam ausgegangen, Gardener. Ich habe mir schon einen Plan zurecht gemacht, wie ich vorgehen will. Vor allem darf der Herr Resident nichts von meiner Gegenwart wissen. Da Sie wahrscheinlich bei ihm wohnen werden, so müssen wir verdammt aufpassen, daß wir uns nicht verraten. Sie werden übrigens nicht allzu viel von mir zu sehen bekommen da oben. Ich werde mich eifrig in den Bazaren und in den Teestuben herumtreiben und den Leuten über ihren erwarteten Heiligen die Würmer aus der Nase zu ziehen suchen. Aber was werden Sie eigentlich Barapur anfangen, Gardener? Verzeihen Sie, wenn ich indiscret scheine sollte, aber Sie haben mir ein bißchen zu wenig über Ihren Medicus Stobbs erzählt. Ich sehe eigentlich noch nicht den Grund, warum Sie seitwegen hierherkuschelt sind. Ich frage auch nicht aus bloßer Neugierde, wie Sie sich denken können. Irgendein Zusammenhang zwischen Ihrem Stobbs und meinem Heiligen darf wohl als sicher angenommen werden. Und es wäre gut, wenn wir ein bißchen zusammenarbeiten. Dazu muß ich aber wissen, was Sie eigentlich wollen.»

Gardener brütete eine Zeitlang vor sich hin, ehe er antwortete: «Sie haben ganz recht, Sheridan. Der ganze Medicus Stobbs könnte mich nicht verlassen, auch nur meine Pfeife ausgehen zu lassen, wenn er nicht eine Frau nährisch gemacht hätte, die ich liebe. Eine nicht nur schöne, sondern auch kluge Frau, deren Beruf es sonderbarerweise war, Narren zu heilen, ehe sie auf diesen Narren hereingefallen ist. Der Medicus Stobbs ist zu unserem Unglück nicht nur nach hundert Jahren wieder aufgewacht, wie er behauptet, sondern er hat auch noch einen tüchtigen Vorrat von jenem Wunderpulver bei sich, mit dessen Hilfe er in unsere Zeit hineingesetzt sein will. Und nun hat er die Absicht, nicht nur selbst wieder in eine künftige, schönere Zeit zu entschlummern, wogegen ich nicht das geringste hätte, — sondern auch ein paar nette Menschen mitzunehmen, darunter jene Frau, und um dieser Frau willen auch mich. Es ist zu verrückt.»

«Na, warum haben Sie den Kerl nicht einfach der Polizei übergeben oder einem Irrenhaus?»

Gardener zuckte die Achseln: «Wenn das so leicht wäre, mein Lieber! Erstens wäre es, wie die Dinge augenblicklich liegen, das sicherste Mittel, um Cynthia — so heißt jene Frau nämlich — zu verlieren. Dann aber wäre es gar nicht so einfach, den Kerl zu entlarven. Ich bin im tiefsten Grunde meines Herzens auch nicht gar so sehr davon überzeugt, daß er einfach ein Schwindler oder ein Narr ist. So einfach liegen die Dinge nicht. Es gibt in einem bestimmten Club in London, dessen Namen zu nennen indiscret wäre, dem aber einige der gescheitesten und gelehrtesten Männer Englands angehören, ein unzweifelhaft echtes Schriftstück aus der Zeit von vor hundert Jahren, das seine Wiederkehr ankündigt. Es stimmt auch alles, was er über jenen Medicus Stobbs erzählt, der vor hundert Jahren bei der Ostindien-Compagnie diente und mit dem er identisch sein will. Er hat eine erstaunliche Kenntnis der Begebenheiten aus jener Zeit und z. B. der Personen, die damals Mitglieder jenes Clubs waren, den ich nicht nennen will. Kurzum, ich bin nicht töricht genug, um nicht einzusehen, daß hinter seinem ganzen Geschwafel doch ein Tatsachenkern stecken muß. Ich

glaube natürlich weder daran, daß er hundert Jahre geschlafen hat, noch daß sein Pulver irgendeine Wirkung dieser Art besitzt . . .»

«Sagen Sie das nicht, Gardener!»

Der Journalist war so erstaunt, daß er auf die Bremse trat und den Wagen zum Stehen brachte.

«Ja, glauben Sie denn an solchen Unsinn, Sheridan?»

Der Captain zuckte die Achseln: «So mit zwei Worten kann man das nicht abtun, Gardener. Wenn Sie wie ich fast zwanzig Jahre lang in Indien saßen, käme Ihnen das Wort „Unsinn“ für solche Dinge nicht so geschwind auf die Zunge. In diesem Lande gibt es mehr Geheimnisse, als sich unsere braven Landsleute drüben in Europa träumen lassen. Aber fahren Sie doch weiter, Gardener, es ist verdammt heiß hier!»

Als der kleine Wagen wieder im zweiten Gang die Serpentinen emporsummte, fuhr der SS-Mann fort:

«Wir Engländer sitzen nun so rund 300 Jahre hier in Indien, und was wissen wir eigentlich von seinen Bewohnern? Fast gar nichts . . . außer den paar Dingen, die man wissen muß, um sie zu regieren und an ihnen Geld zu verdienen. Alle Indologie — in der uns die Deutschen übrigens bei weitem über sind — hat uns der Seele dieser Menschen kaum einen Schritt näher gebracht. Warum? Sind wir zu dumm? Oder zu faul? Oder, wie manche meinen, zu hochmütig? Wir sind weder dumm noch faul, und das, was nach Hochmut aussieht, ist in Wirklichkeit — Weisheit. Wir kümmern uns um die Leute nicht, weil es . . . zu gefährlich ist! Wir spüren ihren Geheimnissen nicht nach, weil diese Geheimnisse eine verhängnisvolle Anziehungskraft haben. Weil man sich von ihnen nicht wieder losreißen kann, wenn man begonnen hat, sie zu ergründen. Weil man dann — langsam, aber mit unabwendbarer Sicherheit! — aufhört, ein Engländer, ein Europäer, ein Weißer zu sein. Das Geheimnis dieses Landes gleicht seinem Dschungel: wer sich darin verirrt, findet sich nie wieder heraus!»

«Sie scheinen schon ein bißchen darin spazieren gegangen zu sein, Sheridan», sagte Gardener spöttisch.

«Vielleicht, aber ich habe mich bis jetzt immer wieder auf den rechten Weg gefunden. Immerhin weiß ich genug, um zu erkennen, daß die indische Weisheit zwar eine andere ist als die unsere, aber ihr keineswegs unterlegen. Wir haben alle mechanischen Kräfte bis ins Wunderbare gesteigert, aber in allem seelischen Vermögen sind sie uns unendlich überlegen. Ich meine nicht den elenden Hokuspokus, den sogenannte Yogen in Benares und an anderen heiligen Orten machen: das ist für die Dummsten und für die Fremden. Aber ich habe mich manches erlebt, das mir die Weisheit gegeben hat, daß ihre führenden Geister Dinge vermögen, vor denen sämtliche Professoren von Oxford und Cambridge öffnen Mundes dastehen würden. Es ist möglich, daß wir beide, Sie und ich, da oben in Barapur noch unsere blauen Wunder erleben werden. . . . Haben Sie denn schon einen Plan, nach dem Sie suchen wollen? Und was wollen Sie überhaupt suchen?»

Gardener antwortete nicht gleich. Wußte er, was er suchte? Wußte er, wo er zu suchen hatte? . . . Das Erlebnis von Bender Abbas fiel ihm wieder ein, der Anblick jenes „lebendigen Toten“ in dem Grabgewölbe und das dunkle Wort des Mollahs: „Suche den Toten nicht unter den Lebendigen, sondern den Lebendigen unter den Toten!“

Er zuckte die Achseln: «Ich habe noch keinen Plan, und ich weiß, daß ich mich sehr auf mein Glück, d. h. auf den Zufall verlassen muß. Aber wo soll ich nachforschen, wenn nicht in Barapur? Bei Völkern, die nicht lesen und

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

schreiben können, bewahren sich die Erinnerungen aus früheren Zeiten besonders lange, vielleicht erinnert man sich noch an jenen Maharadschah, seinen Yogi und den englischen Arzt.»

«Jedenfalls werde ich Ihnen nach Kräften dabei helfen, Gardener», sagte Abduraman Sheridan, und da ich die Sprache dieser braven Leute spreche, die dadurch in mir einer der ihren seien werden, so komme ich vielleicht damit eher zum Ziel als Sie. Aber eine Liebe ist der andern wert! Wenn ich für Sie in den Bazaren herumhöre, so spitzt Sie die Ohren beim Residenten und beim Maharadschah, dem er Sie ja sicher vorstellen wird. Es wäre mir sehr lieb, zu wissen, was mein verehrter Herr Kollege und Seine Hoheit, der Fürst, über die Lage in Senderabad denken und welche Pläne sie haben.»

Der Maharadschah erinnert sich —

Barapur glich, als sie es erreichten, einem aufgesuchten Bienenschwarm. Nicht nur daß die Stadtbewohner durch die Kunde, jener wiedererwachte Heilige sei von Lhasa aufgebrochen und auf dem Wege zu ihnen, in wilde Erregung versetzt worden waren, sondern auch aus der ganzen Umgegend zog die Bevölkerung in Scharen nach Barapur. Die Gassen, die Bazare, die Teehäuser quollen über von den Menschenmengen, die sich in ihnen drängten und nicht müde wurden, das bevorstehende Ereignis zu besprechen. Da niemand etwas Sichereres wußte, war allen Gerüchten der Boden bereitet, und die orientalische Fabulierlust feierte Triumph.

Es kam, wie Abduraman Sheridan vorausgesagt hatte: Gardener nahm Quartier bei Mr. Horace Riddle, Resident Seiner Britischen Majestät am Hofe des Maharadschah von Barapur. Er konnte gar nicht anders sein, denn es gab nicht nur kein Gasthaus in der Stadt, in dem ein Europäer hätte wohnen können, sondern Mr. Riddle selbst konnte nichts Besseres geschehen, als daß gerade jetzt ein richtiger, hundertprozentiger Engländer zu Besuch kam. Denn um die Wahrheit zu sagen, dem guten Mr. Riddle war die Geschichte mit dem Wunderyogi ein bißchen über den Kopf gewachsen. Er war ein älterer, äußeres sanftmütiger Mann, eine Lehrherrnart, die sich in Senderabad und als Ratgeber seines Herrschers sehr wohlgefühlt hatte, solange die Dinge ihren gewohnten Lauf nahmen. Nie hätte er es sich träumen lassen, daß sein beschauliches Dasein plötzlich durch Ereignisse gestört werden würde, die das einzige von ihm verlangten, was er nicht aufbringen konnte: schnelle Entschlußkraft. Er wußte, daß die Regierung in Simla ihn für alle Dummheiten verantwortlich machen würde, die sein Maharadschah anstelle, aber er konnte sich nicht entschließen, dem Fürsten eigenen Vorschläge zu machen. Er fühlte sich in diesen Tagen verdammt vereinsamt, der gute Mr. Riddle, und er betrachtete es als eine ganz besondere Gnade des Schicksals, daß es ihm diesen Journalisten schickte, mit dem man die Dinge offenherzig besprechen konnte und der ganz so aussah, als ob bei ihm auch in schwierigen Lagen Rat zu holen wäre.

Ja, Bob Gardener war ein rechter Trost für den Residenten. Auf einen weit größeren freilich mußte Mr. Riddle verzichten, ohne daß er seine Nähe auch nur ahnte. Hätte er gewußt, daß sich unter der Maske des Dieners, der diesen Mr. Gardener begleitete, ein angehendes Mitglied des S. S. verbarg, alle seine Sorge und Unruhe wäre mit einemmal vorüber gewesen. Aber leider wußte er nichts davon. . . .

(Fortsetzung Seite 1500)

Während Gardener sich die Klagen des völlig verwirrten Residenten anhörte, tauchte Abduraman-Sherridan in den Bazen von Barapur unter. Seine Maske war so vollkommen, sein Benehmen so sicher, daß er keine Entdeckung fürchten hatte. Er beherrschte nicht nur die Sprache der Einwohnerschaft bis ins letzte, sondern er hatte sich auch ihre Denkweise zu eigen gemacht. Er wurde vollständig Orientale und wunderte sich in manchen Augenblicken selbst darüber, mit welcher inneren Leidenschaft er über all jene Gerüchte diskutieren konnte, die sich an den seltsamen Heiligen knüpfen, der sich täglich der Grenze Sendabads mehr zu nähern schien, ohne daß irgendeine verläßliche Nachricht über seinen Aufenthalt zu erlangen war.

Gardener hatte inzwischen durch Vermittlung des Residenten die Bekanntschaft des Mahadadschah gemacht. Der Fürst war ein noch junger Mann, der erst vor wenigen Jahren auf den Thron des Landes gekommen war. Er war intelligent und energisch, und die Verwaltung des Landes befand sich unter ihm in weit besserem Zustande als unter seinen Vorgängern. Trotzdem war er bei der Menge nicht beliebt. Er stand im Verdacht, sich allzu sehr mit europäischen Vorstellungen vertraut gemacht zu haben und allzu wenig jenem frommen Fanatismus anzuhängen, dem die Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit huldigte. Es war einer von jenen aufgeklärten orientalischen Despoten, wie sie nach dem Kriege in verschiedenen Ländern des Ostens zur Macht gekommen sind. Man hatte ihn im Verdacht, in eifrigem Briefwechsel mit Kemal Pascha zu stehen, dem Diktator der Türkei und radikalen Gegner jedes religiösen Einflusses im Staat. Die Geistlichkeit seines Landes, moslemische Mullahs sowohl wie hinduistische Brahmanen und buddhistische Lamas, wußte gegen ihn, so sehr sie sich auch nach außen befehligte, ihm ihre Ergebenheit zu bekunden. Er wußte darum und ließ sich dadurch nicht täuschen.

«Diese ganze Erregung durch den Yogi», sagte er zu Gardener, «ist nichts als das Werk der Priester! Sie wollen ihn als Sturmbock gegen mich benutzen. Er soll mich zwingen, alle die Reformen wieder aufzugeben, die ich im Laufe meiner Regierung eingeführt habe. Ich weiß, daß es dabei um meine Herrschaft, vielleicht um meinen Kopf geht. Natürlich könnte ich mich um Hilfe nach Simla wenden und mir von euch Engländern Truppen herschicken lassen. Aber das wäre nur ein Scheinsieg und würde mir bei Volke jedes Ansehen nehmen. Es bleibt mir nur zwischen zwei Dingen die Wahl: entweder ich kapituliere oder ich lasse diesen Yogi hängen, sobald er die Grenzen meines Landes überschreitet. Und ich schwör Ihnen: ich werde nicht kapitulieren!»

Mr. Riddle schwitzte Blut: «Ich habe schon nach Simla berichtet, Hoheit, und erwarte jeden Tag Antwort. Ich hoffe, Hoheit werden sich zu dem entschließen, was die Regierung Seiner Britischen Majestät zu tun vorschlägt.»

Der Fürst lächelte traurig: «Ich bin nicht so sicher, lieber Freund, daß die Antwort Ihrer Regierung rechtzeitig eintrifft und daß sie, falls es dennoch der Fall sein sollte, Ihnen oder mir nützliche Vorschläge machen wird. Dazu sind die Herren zu vorsichtig. Ich fürchte, Mr. Riddle, Sie und ich, wir werden unsere Entschlüsse ganz allein fassen müssen. Und der meine ist gefaßt, versichere ich Ihnen.»

«Halten Hoheit diesen Yogi für einen Schwindler?» fragte Gardener.

Der Fürst zuckte zusammen. «Ich weiß es nicht. Eher nein. Schwindler — das ist ein europäischer Begriff, der nicht hierherpaßt. Worin sollte der Schwindel bestehen?»

«Der Mann behauptet doch, von den Toten wiedererstanden zu sein, oder vielmehr: sein einer endlosen Reihe von Jahren in einem Zustand gelebt zu haben, der für den Tode sehr ähnlich ist. Halten Hoheit das für möglich?»

«Halten Sie es für unmöglich?» fragte der Mahadadschah zurück.

Gardener zuckte die Achseln: «Um die Wahrheit zu gestehen, Hoheit, bin ich hierhergekommen, um hier über diese Frage Klarheit zu gewinnen. Im Grunde meines Herzens halte ich es natürlich für unmöglich. Die europäische Wissenschaft ist noch nicht so weit...»

«Oh!» unterbrach ihn der Fürst, «das ist noch kein Beweis. Die europäische Wissenschaft kennt manche Dinge nicht, weil die, die davon wissen, sie vor ihren Vertretern bishier sorgfältig verborgen gehalten haben.»

«Das ist durchaus möglich», gab der Journalist verbindlich zu. «Gerade darum bedarf es genauester Nachprüfung, wenn ein solches Geheimnis angeblich in Europa enthüllt wird. Und darum bin ich hier, Hoheit! Es gibt in London einen Europäer, der das gleiche behauptet, wie Ihr Yogi. Er will hundert Jahre geschlafen haben. Und dieser Mann gibt an, vor hundert Jahren in Sendarabad gewesen zu sein und sein Zaubermittel hier erhalten zu haben. Haben Hoheit jemals etwas von einem Medicus Stobbs gehört?»

Der Fürst verfiel in Nachdenken: «Stobbs...? Stobbs...?» Plötzlich belebten sich seine Züge: «Doch, diesen Namen habe ich schon einmal gehört. Ich erinnere mich, daß mein Urgroßvater von ihm gesprochen hat, als er schon ein sehr alter Mann war. Dieser Medicus Stobbs war einer seiner Leibärzte, glaube ich. Und er hat ihm einmal das Leben gerettet.»

«Genau das gleiche behauptet jener Mann in London. Der Großvater Eurer Hoheit sei auf der Jagd verunglückt und habe sich eine tödliche Verletzung zugezogen. Es sei

ihm gelungen, ihn zu heilen, aber nur deshalb, weil ein Yogi, der zu den Vertrauten des Fürsten gehörte, ein Mittel besaß, um den Verletzten monatelang in todesähnlichem Schlaf völlig unbeweglich zu halten. Von diesem Yogi will der angebliche Stobbs das Mittel erhalten haben, um sich selbst für hundert Jahre einzuschlafen. Was halten Eure Hoheit von dieser Geschichte?»

Der Mahadadschah erhob sich brüsk: «Ich kann Ihnen auf diese Frage leider keine Antwort geben, Mr. Gardener. Sie sind Journalist, nicht wahr? Da ist es Ihr Beruf, zu fragen, ich verstehe das. Aber es gibt Fragen, die nicht einmal von Ihnen gestellt werden dürfen, wenigstens nicht an jedermann.»

Damit verneigte sich der Fürst zum Zeichen, daß er das Gespräch zu beenden wünsche...

Als Gardener und Mr. Riddle wieder in ihrem Auto saßen, um vom Schloß des Mahadadschah in die englische Residenz zu fahren, war Riddle todunglücklich, Gardener wütend.

«Was haben Sie da bloß angestellt!» weckte der Resident. «Jetzt haben Sie den Fürsten ganz verpreßt. Wer konnte aber auch ahnen, daß Ihre Frage ihn so aufbringen konnte! Er ist natürlich bis an den Hals mit Aberglauben gefüllt, wie alle Inder, Tibetaner, Afghanen und was für Völkerstaaten sonst noch hier in der Gegend wohnen. Und weil er das nicht eingestehen wollte...»

«Nein!» unterbrach ihn Gardener, «so einfach ist die Sache nun doch nicht, Verehrtester. Die Geheimnisse des Orients haben es in sich, muß ich schon sagen. Sie liegen alle hinter einer Gummimauer. Rennst man dagegen, so gibt die Wand scheinbar nach, aber man wird gleich darauf um so stärker zurückgeworfen. Jetzt habe ich mich ganz nahe der Lösung des Rätsels gläubt. Gibt es hier das Geheimnis des „Lebe, wann du willst“, oder gibt es es nicht? Der Fürst hätte Ja oder Nein sagen können — und ich hätte gewußt, woran ich bin. Denn natürlich weiß er es, — wie es wahrscheinlich jeder dritte Mensch hier weiß. Aber er hat vorgezogen, sich hinter die Gummimauer zurückzuziehen, statt zu antworten. Und ich bin genau so klug wie zuvor. Mister Stobbs in London — dieser Yogi hier... mir dreht sich schon alles im Kopf. Schließlich werde ich noch selbst anfangen, an den ganzen Unsinn zu glauben!»

Am Abend dieses Tages schlüpfte ungeschen Abduraman-Sherridan in Gardeners Zimmer. Der Journalist berichtete ihm sein Mißgeschick. Sheridan lachte.

«Nehmen Sie es sich nicht allzusehr zu Herzen, Gardener. Ein mißratenes Interview, was ist schon dabei? Uebrigens können Sie heute nacht die Scharte wieder auswerten. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die Sie vielleicht mit einem Schlag an Ziel Ihrer Wünsche bringt.»

«Wirklich? rief Gardener aufgereggt. «Was ist das für eine Entdeckung, Sheridan? Spannen Sie mich nicht lange auf die Folter, meine Nerven fangen an, nachzulussen.»

«Meine Entdeckung ist ein steinalter Yogi. Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß er genau hundert Jahre alt ist, aber sehr viel jünger sieht er jedenfalls nicht aus. Ich habe das Vertrauen dieses Mannes gewonnen, der über alles, was in den letzten Jahrhunderten sich hier in Sendarabad zugetragen hat, genau Bescheid zu wissen scheint. Sie haben mal von der ungeheuren Gedächtniskraft solcher Völker gesprochen, die nicht lesen und schreiben können, und Sie haben recht damit. Hier gibt es eine Überlieferung der Familien-, Stammes- und Landesgeschichte, die sich vom Vater auf den Sohn mit bewundernswert er Zuverlässigkeit vererbt. Mein Yogi aber scheint geradezu der König dieser Gedächtniskünstler zu sein. Ich denke, Sie werden von ihm alles erfahren, was Sie zu wissen wünschen.»

«Vielen Dank, Sheridan, Sie sind ein Prachtkerl! Wann kann ich Ihren Yogi sprechen?»

«Heute nacht, wenn es Ihnen recht ist. Aber Sie müssen für den Besuch ein wenig Toilette machen. Es würde gar zu großes Aufsehen erregen, wenn ein Europäer im Quartier dieses heiligen Mannes erschien. Außerdem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der alte keiner besonders reizvollen Anblick bietet. Sie haben doch schon Fakire gesehen, denke ich?»

«Gewiß, alles, was in Benares auf Nagelbrettern liegt, jahrzehntlang auf einem Bein steht, sich die Wangen mit Nadeln durchbohrt hat oder sich auf ähnliche Art mit Leibnissen leicht und angenehm zu machen sucht, ist mir wohl bekannt.»

«Na, dieser hier hat sich darüber hinaus noch etwas besonders Schönes ausgesucht, Sie werden ja sehen. Ich werde gegen Mitternacht auf Ihr Zimmer kommen und alles für Ihre Kleidung mitbringen. Auch dafür, daß niemand uns sieht, wenn wir Mr. Riddles Haus verlassen und wieder betreten, werde ich Sorge tragen.»

Man müßte eine Lotterie daraus machen!

James Potter, in Firma Potter & Potter, General Management Company, saß in seinem Büro in einem der Wolkenkratzer des unteren Broadway. Das Büro war nicht groß, es bestand aus einem Vorzimmer, in dem zwei bemerkenswert hübsche Sekretärinnen an lautlos arbeitenden Schreibmaschinen saßen, und dem nicht allzu großen Raum, in dem Mr. Potter selbst sich aufhielt und seine Kunden empfing. Aber alles, was Mr. Potter umgab, war von der größten Gediegenheit, die durchaus geeignet war, Vertrauen einzuflößen. Als einzigen Schmuck zeigte das

Vorzimmer eine große Anzahl von Schriftstücken, von denen jeder einzelne unter Glas hing, von einem schmalen, schwarzen Ebenholzrahmen umschlossen: Anerkennungsschreiben hochbriefdigter Kunden, die der Firma Potter & Potter auf diese Weise jenen Dank für ihren Erfolg abstatteten, den auch das größte Honorar nicht restlos abzuahnen vermag.

James Potter lag weit zurückgelehnt in seinem bequemen Bürostuhl, hatte die Hände um die breiten Riemen seines Hosenträgers geklammert und hörte seit mehr als einer halben Stunde einem Manne zu, der ihm gegenüber auf der anderen Seite des gewaltigen Schreibtisches saß und auf ihn einredete. Im rechten Mundwinkel hing ihm eine dicke, schwarze Zigarre, die aber so gut dressiert war, daß die Asche in einem feinen, weißen Kegel an ihrer Spitze hängen blieb, ohne hinunterzufallen. Ab und zu langte die Redete des Herrn James Potter über den Tisch, um ein Blatt Papier oder ein Photo entgegenzunehmen, das sein Gesprächspartner ihm hinüberreichte.

Endlich versiegte der Redestrom des Besuchers. James Potter richtete seinen Blick gegen die Decke und starre eine Zeitlang so intensiv hinauf, als erwarte er von der nüchternen, weißgestrichenen Fläche irgendeine Offenbarung abzulesen.

Endlich schien er sich der Gegenwart seines Besuchers wieder zu erinnern. «Man müßte eine Lotterie daraus machen!» sagte er energisch.

«Wie bitte?» fragte sein Gegenüber, und dem Ton der Stimme konnte man anhören, wie sehr der Mann von dem Entschluß Mr. Potters verblüfft war.

«Eine Lotterie! wiederholte er. «Verstehen Sie nicht: eine Lotterie! Das ist doch das einfachste auf der Welt.»

Der Besucher, der ein sehr unamerikanisches Englisch sprach, schüttelte nur den Kopf. Er verstand offenbar ganz und gar nicht.

Mr. Potter wurde ungeduldig. «Aber was soll ich denn sonst damit machen? Bei so geringen Quantitäten? Und selbst wenn Sie ganze Säcke von dem Zeug hätten: man kann kein besseres Geschäft machen, als durch eine Lotterie. Eine Lotterie, bei der der einzelne wenig riskiert — sagen wir: einen Dollar für das Los. Vierundzwanzig Gewinne! Wer wird uns widersprechen können, wenn wir jeden dieser Gewinne mit 250 000 Dollars bewerten? Sie können auch eine Million sagen oder zehn Millionen, es wäre genau so richtig, aber es wäre psychologisch falsch. Zehn Millionen will kein Amerikaner gewinnen, davor hätte er Angst. Aber 250 000 Dollars sind eine Summe, wie sie sich jetzt jeder gern zu Weihnachten oder zum Geburtstag wünscht, und für die Chance, sie zu gewinnen, gibt er gern einen Dollar aus. Es kommt alles nur darauf an, daß man die richtige Reklame macht. Und das verstehten Potter & Potter, darauf können Sie sich verlassen.»

«Ja aber...», warf der Besucher verdattert ein, «wie denken Sie sich das im einzelnen? Wie soll denn diese Lotterie vor sich gehen?»

James Potter sah ihn sinnend an: «Wissen Sie, lieber Herr, Ihr Engländer seid mir immer wieder ein unlösbares Rätsel. Ihr seid, glaube ich, die einzigen Menschen auf der Welt, die es fertig bekommen, gleichzeitig grundgescheit und bodenlos dumm zu sein. Sie haben mir diese ausgezeichnete Idee mit dem Pulver gebracht, das man nur zu schnupfen oder zu schlucken braucht, um hundert Jahre zu schlafen und nachher genau so quetschvergnügt wieder aufzuwachen. Eine großartige Idee, geradezu eine amerikanische Idee, eine Idee, die von Potter & Potter stammen könnte! Sie sehen, ich bin durchaus objektiv, ich erkenne an, wo es etwas anzuerkennen gibt... ich bin nicht neidisch!»

Und dann das Raffinement, mit der Sie die Sache aufgemacht haben. Diese herrliche Geschichte von diesem Medicus aus Indien. Indien, das zieht bei uns, auf Indien sind unsere Amerikaner scharf. Was meinen Sie, hätte ich ein Geschäft machen können, wenn es mir gelungen wäre, diesen Mr. Gandhi hierzu zu bekommen! Er hätte ein ganzes Jahr lang jeden Tag in einer anderen Stadt sprechen können, mit einer garantierten Durchschnittseinnahme von 5000 Dollars pro Abend. Aber es ist mit dem Kerl ja zum Verzweifeln. Wie soll man ihn mit Dollars locken, wenn er im ganzen Jahr nicht mehr braucht als ein Handtuch zu 25 Cents für seine dünnen Lenden und täglich 5 Cents für Reis? Na, Schwamm darüber, er wollte nun mal nicht. Aber die Geschichte mit Ihrem Medicus und dem Yogi und dem Mahadadschah, die werden die Leute fressen! Und wenn man ihnen in der richtigen Weise beibringt, daß es nur ein ganz kleines Quantum von diesem Pulver gibt und daß es deshalb verloren werden soll: niemand bekommt mehr als ein Los, auch Morgan nicht, auch Rockefeller nicht, jeder Amerikaner soll die gleiche Chance haben, das nächste Jahrhundert zu erleben — ich sage Ihnen, unsere Lose werden weggehen wie warme Semmeln.»

«Aber wollen Sie denn nicht erst eine Probe machen? Wir könnten ja jemanden auf ein paar Monate einschließen, oder auf ein Jahr. Man könnte es öffentlich tun, den Mann — oder besser noch eine Frau — in einem Glassarg schlafen lassen, wie Schnewittchen, und jedermann kann jederzeit kontrollieren, daß kein Schwund bei der Sache ist. Meinen Sie nicht, daß das eine großartige Propaganda wäre?»

James Potter schüttelte energisch den Kopf: «Ich habe meine Geschäftsprinzipien, mit denen ich seit Jahrzehnten gut gefahren bin und bei denen ich bleibe. Eines von

(Fortsetzung Seite 150)

Das neue Album

Copyright



FIP möchte von FOP wissen, was ein Wunder ist...

O, sagt FOP, wenn du deine Augen aufmachst, FIP, dann ist die Welt voller Wunder. Ein Wunder ist es, wie die Blume wächst und wie das Küchlein aus dem Ei schlüpft. Ein Wunder ist die prachtvoll geformte Schneeflocke, die du sehen kannst, wenn sie auf deinen schwarzen Mantel fällt, und der Zeppelin, der durch die Luft von einem Erdteil zum andern fliegt. Wenn du in fremde Länder gehst, wirst du lauter Wunder erleben, und wenn du dem Leben der Wassertiere nachgehst, so wirst du finden, dass es voller Wunder ist.

Ihr habt schon von vielen „WUNDERN AUS ALLER WELT“ vernommen, durch die schönen Bilder, die den Chocoladen Nestlé, Peter, Cailler, Kohler beiliegen. Es werden 25 neue Serien zu 12 Bildern, das macht insgesamt 300 Bilder, herauskommen für ein neues Album

„WUNDER AUS ALLER WELT“ BAND III

mit erläuternden Texten und Raum zum Einkleben der Bilder für jede Serie. Das Sammeln dieser Bilder macht so grosse Freude, nicht wahr? Den dritten Band des Albums „Wunder aus aller Welt“ bekommt ihr zum Preise von Fr. 1.50 in dem Geschäft, wo ihr eure Chocolade kauft, sonst schreibt ihr eine Karte oder schickt den nebenstehenden Bestellschein an

Chocolats Nestlé, Peter, Cailler, Kohler in Vevey.
(Bildermarken N. P. C. K.)

Erbiete _____ Exemplar «Wunder aus aller Welt», Album III, zum Preise von Fr. 1.50 (Betrag liegt in Briefmarken bei / wird auf Postscheckkonto II b 84 einbezahlt*).

B

Name: _____
Ort: _____
Strasse: _____
* Bitte deutlich schreiben.

* Das Nichtpassende streichen.

ihnen lautet: Kümme dich nie um die Dinge, für die du Reklame machst. Es kommen so viele Leute zu mir, und ich mache für so viele Sachen Reklame. Soll ich jedesmal prüfen, ob sie immer dem entsprechen, was ihre Vorfertiger von ihnen behaupten? Ein Mann, der mit einem Produkt seiner Gedanken Geld verdienen will, pflegt ein Optimist zu sein. Wenn ich ihm helfen soll, seine Hoffnungen zu verwirklichen, muß ich auch Optimist sein, d. h. ich muß mich hüten, durch allzu große Neugierde zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der Stolz auf seine Erfahrung nicht ganz so berechtigt ist wie er glaubt. Da ist neulich ein Mann zu mir gekommen, der hatte eine Salbe, durch die ein Neger weiß werden kann. Er bot mir an, meinen Negerboy damit zu färben. Ich habe das abgelehnt, was soll ich auch mit einem weißen Neger anfangen? Außerdem habe ich so nicht schon vorher erfahren, daß die Salbe nichts taugt, sondern erst, als der Mann fast eine halbe Million Dollars eingenommen hatte und die Neger ihm die Fenster einschmissen, weil sie von der Salbe zwar fettig wurden, aber nicht weiß.

Nein, lieber Freund, wir werden keine Frau einschläfern und drei oder vier Monate in der Halle des Centralbahnhofs oder sonstwo schlafen lassen, wo sie jeder sehen kann. Wir verbergen uns nur das Geschäft damit. Wenn wir uns einigen, können wir ab heute in acht Tagen die ersten Lose verkaufen. Wenn Sie aber die Frau schlafen lassen, sagen alle: «Wollen ers mal sehen, ob sie auch wirklich wieder aufwacht und wie ihr dann zumute ist. Vielleicht bekommt man schreckliche Kopfschmerzen davon, wie wenn man chloroformiert worden ist, oder es gibt sonst Unannehmlichkeiten. Und wenn die Frau gar etwa schlecht geträumt hat — wissen Sie vielleicht, wie man bei dem Pulver Ihres Medicus träumt? —, dann will nachher überhaupt niemand etwas von der Geschichte wissen.»

«Aber glauben Sie denn, daß überhaupt jemand ein Los kaufen wird?»

«Sie kennen uns Amerikaner nicht!» lachte Mr. Potter. «Gewiß werden sie Lose kaufen. Jeder, der noch einen Dollar entbehren kann, um sich einen Heidenspaß dafür einzuhandeln. Denn ein Spaß ist es auf jeden Fall. Gewinnt er, gerät er zu den vierundzwanzig, die die kostbare Prise erhalten, so ist er ein berühmter Mann und kommt in die Zeitung — und was tut ein Amerikaner nicht dafür, in die Zeitung zu kommen? Gewinnt er aber nicht, so freut er sich darüber, daß er das Teufelszeug nicht im Hause hat.»

Der Besucher erhob sich: «Ich muß mir das noch einmal überlegen, Mr. Potter.»

«Oh, tun Sie das, und beeilen Sie sich ein bißchen dabei, aber lassen Sie mir diese Papiere hier, diese Photographien aus dem Archiv des Londoner Ten-Clubs. Wenn Sie mit Ueberlegen fertig sind, habe ich dann schon die ganze Reklame entworfen. Es wird ein Bomberfolg, das garantiere ich Ihnen!»

«Und wollen Sie nicht das Pulver wenigstens sehen?» Der Besucher machte Miene, etwas aus der Tasche zu ziehen. Aber Mr. Potter wehrte entschieden ab:

«Nein, ich bin gar nicht neugierig, wie Ihr Pulver aussieht. Bedenken Sie doch: wir brauchen es ja erst, wenn die Verlosung stattgefunden hat. Und, um es Ihnen im Vertrauen zu sagen: es ist ganz egal, was für ein Pulver es ist. Denn so sicher, wie einige hunderttausend Amerikaner je einen Dollar riskieren werden, um es zu gewinnen, so gewiß wird nie ein Amerikaner auf den Gedanken kommen, davon Gebrauch zu machen, wenn er es gewonnen hat. Dafür sind wir eine zu gesunde Rasse.»

Die Herren standen auf. «Aber eins würde mich interessieren», sagte Mr. Potter, während er seinen Besucher zur Tür geleitete, «wie sind Sie selbst eigentlich an die Sache gekommen? Es ist mir natürlich geschäftlich gesprochen ganz gleichgültig, und ich bin Ihnen nicht böse, wenn Sie es lieber für sich behalten wollen.»

«Ich bin», sagte der Besucher leise, «der Sekretär des Ten-Clubs. Auf Wiedersehen, Mr. Potter.»

«Auf Wiedersehen, Mr. Benn!»

Ich muß diese Frau kennenlernen.

Cynthia Shell kam aus dem Staunen über den Medicus nicht heraus. Als sie ihn und sein absonderliches Schicksal kennengelernt hatte, schien ihr nichts so interessant, als zu beobachten, wie dieser Mann, der hundert Jahre geschriften hatte, sich in die für ihn so neue und veränderte Welt gefunden würde. Diese Frage bewegte sie wissenschaftlich ebensosehr wie menschlich. Sie hatte sich ihre Gedanken darüber gemacht — aber sie fand bald, daß diese durch die Wirklichkeit nicht bestätigt wurden. Insbesondere in der allerletzten Zeit war mit Stobbs eine seltsame Veränderung vorgegangen, deren die Ärztin sich nicht versetzen konnte. Freilich hatte sie keine Ahnung von dem Diebstahl an dem Zauberpulver, der Stobbs zwang, die Wahrscheinlichkeit ins Auge zu fassen, sein Leben nunmehr wie jeder andere Erdenbürger zu Ende zu führen — ohne Ausweg in eine ferne Zukunft.

Tagelang hatte er in seinem Zimmer gehockt und gelesen, kaum daß er sich Zeit ließ, die Mahlzeiten zu erscheinen oder abends einmal eine kleine Stunde mit Cynthia zu verplaudern. Auf seinem Arbeitstisch, auf

allen Stühlen, schließlich selbst auf dem Fußboden zwischen den Möbeln häuften sich Bücher, Zeitschriften und Broschüren. Er war in der Wahl seiner Lektüre nicht einseitig, dennoch herrschten drei Wissensgebiete vor: die Geschichte jenes Jahrhunderts, das der Medicus verschafft haben wollte, die moderne Technik und die Naturwissenschaften. Eines Tages überraschte ihn Cynthia, wie er sich in das «Weltbild des Physikers» vertieft, ein Werk, in dem der englische Gelehrte Eddington die Geheimnisse der Lehren Einsteins und Plancks zu erklären suchte.

«Verstehen Sie nicht das Pulver wenigstens sehen?» fragte Cynthia, die es nach mehreren vergeblichen Versuchen längst aufgegeben hatte, auch nur das geringste von all diesen Dingen zu begreifen.

«Vielleicht verstehen Sie es nicht ganz, ich meine: in allen Einzelheiten», antwortete Stobbs, «um die Wahrheit zu sagen, ich lese es wie ein Buch in einer mir fremden Sprache, von der ich nur jedes fünfte oder sechste Wort kenne. Aber es ist mir trotzdem ein Genuss, so, als ob man an einem verschlossenen Gefäß schnuppert, aus dem ein leiser Duft hervorströmt, der angenehm ist, ohne daß man weiß, welches der Inhalt ist, dem er entströmt. Ich schnuppe Einstiens Relativität, und ich finde, sie riecht ein bißchen nach dem, was ich selbst erlebt habe, und was Sie, Cynthia, mit mir erleben werden. Wir haben die Dauer des menschlichen Lebens bisher als etwas Feststehendes angenommen, nicht wahr? Sechzig, siebzig, achtzig Jahre ... Als ein Türke hunderttausend geworden war, haben sie ihn in Amerika im Panoptikum ausgestellt, habe ich gelesen. Nun, für uns ist die Lebenszeit sehr relativ geworden. Wenn ich den Vorrat an dem indischen Pulver, den ich besitze, nur für mich verwenden wollte und in jedem Jahrhundert nur ein Jahr zu leben gedachte, würde ich ein Alter erreichen, das man nur mit Einsteinschen Riesenziiffen errechnen könnte.»

Und er hatte sich wieder in sein Studium vertieft.

Dann war, fast von heute auf morgen, eine völlige Wandlung mit ihm vorgegangen.

«Was aus Büchern zu erfahren ist, habe ich nun kennengelernt», sagte er eines Tages zu Cynthia, «ich weiß jetzt so ungefähr, wie all das zustandegekommen ist, was ihr heute euer Dasein nennt. Jetzt will ich es selbst kennenlernen.»

Und Medicus Stobbs, der bis dahin ein Stubenhocker gewesen war, der nur selten die Grenzen von Knobdrin überschritten hatte, stürzte sich mit derselben Verbissenheit in den Strudel des englischen Lebens, wie er sich vorher in das Gedankendickicht seiner Bücher gestürzt hatte. Eine ungeheure Lebenslust schien ihn plötzlich gepackt zu haben, als wolle er nun in einigen Wochen nachholen, was er in Jahrzehnten versäumt hatte. Cynthia

4711 TOSCA

Die Tosca-Schönheitspflege

Eine glückliche Vereinigung hochwertiger "4711" Schöpfungen. Ein Duft — "4711" Tosca, das bevorzugte Parfum der eleganten Frau — fügt diese vorbildlichen Schönheitsmittel zu einem geschlossenen Ganzen.

Für hervorragende Güte und Reinheit bürgt das Qualitäts-Zeichen der weltbekannten "4711".

Parfum Fr. 2.50 — 10.
Eau de Cologne Fr. 1.50 — 8.50
Creme Fr. 2.50, 3.75
Puder Fr. 3.25
Seife Fr. 2.25
Haarwasser Fr. 4.50, 6.75
Brillantine Fr. 3.75

beobachtete diese Entwicklung mit großem Interesse. Sie glich völlig dem Verhalten von Leuten, die, wenn sie besonders gut und lange geschlafen haben, sich eine kleine Weile nach dem Erwachen noch faul und gähnend im Bette dehnen und recken, um dann plötzlich mit einem Ruck aufzuspringen und mit voller Energie an ihr Tagewerk zu gehen.

London begann eine ungeheure Anziehungskraft auf den Medicus auszuüben. In den ersten Tagen schien ihm das Gewühl dieser größten Stadt noch einiges Unbehagen zu bereiten. Er bereitete Cynthia ein paarmal, mit ihm hineinzufahren. Aber es wurde für sie eine arg Strafpaze. Zwar umgab er sie mit der ganzen charmanten Galanterie, die den Männern seiner Zeit eigen war, führte sie in die teuersten Restaurants und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten. Aber da diese Ausflüge in der Hauptstadt darin bestanden, daß Stobbs gar nicht lange genug durch die Stadt schlendern konnte, da, wo sie am meisten von Menschen erfüllt war und das größte Gedränge herrschte, so ermüdet Cynthia bald und war froh, daß Stobbs schnell jede Schie überwand und bald allein auf seine Entdeckungsziele ausging.

Eine ungeheure Lebendigkeit schien ihn erfaßt zu haben. In der ersten Zeit kam er noch abends nach Haus Knokdrin zurück, todmüde zwar, aber glücklich und angeregt von all dem, was er gesehen hatte. Dann zwang er Cynthia, bis spät nachts mit ihm vor den Kamin zu sitzen und sich über seine Erlebnisse zu unterhalten. Bald begann er aber zu entdecken, daß London auch padts seine Reize hat. Und nun empfand er es als unbehaglich, zu später — oder zu früher — Stunde wieder nach Knokdrin hinaus zu müssen. Eines Tages überraschte er Cynthia mit der Nachricht, daß er mitten in der City eine kleine Wohnung gemietet habe und von nun an dort wohnen werde. Aber für das Wohndende kam er regelmäßig noch nach Knokdrin hinaus.

Sein Interesse für die Umwelt bewegte sich in ganz sonderbaren, aber offenbar einem inneren Gesetz gehor-

chenden Bahnen. Zuerst war es ihm ein ungeheuerer Genuß, einfach sich mit der Menge treiben zu lassen, einer unter den Millionen, die durch die Straßen der Stadt fluteten. Dann fing er an, sich für die öffentlichen Institutionen zu interessieren. Er konnte stundenlang auf den Bahnhöfen herumgehen und beobachten, wie die Züge kamen und gingen. Er machte tagelange Ausflüge in die Docks und sah dem Treiben im Hafen zu. Er war einer der eifrigsten Sonntagsbesucher gewisser Teile des Hyde-parks, wo jedermann sich auf einen Stuhl oder eine Kiste stellen und predigen darf, wie er sich das Glück für die Welt vorstellt, einerlei, ob er seine Heilsverstreuungen von den Mormonen, den Bolschewisten oder von der englischen Hochkirche bezogen hat. Er ging in politische Versammlungen und in populäre Vorträge — er war glücklich überall, wo er als Namenloser in einer Menge von Namenlosen im Strom der Zeit schwimmen durfte.

Plötzlich aber bekam er Appetit auf Menschen — nicht auf die Masse, sondern auf einzelne, die ihm gefielen. Und hatte er während seiner ersten Periode Cynthia ein wenig vernachlässigt, so näherte er sich ihr jetzt wieder um so mehr. Sie sollte Leute einladen und ihn selbst mitnehmen, wenn sie zu ihren Freunden und Bekannten ging. Cynthia tat es gern; wohin er auch immer kam, war man von seinem altmodischen Charme entzückt, und Cynthias Freunden beiderlei Geschlechts war es aufgefallen, daß dieser reizende Mr. Stobbs ein Mann war, der schon vor hundert Jahren gelebt hatte und der Gegenwart sozusagen nur einen Höflichkeitsbesuch abstattete.

Was Stobbs innerlich ein wenig altmodisch geblieben, so hatte er sich in allen äußerlichen Dingen schnell modernisiert. Nicht nur, daß er es gelernt hatte, mit Vollendung zu telefonieren, er hatte sich neuerdings auch ein kleines Auto angeschafft und bei dem «Selbstmörder» Gilley, der sich als ein vielgewandter Bursche erwies, das Chauffieren gelernt.

Eines Morgens rief Cynthia bei Stobbs an und sagte, sie gedenke am Abend mit ihm ins Novelty-Theater zu gehen, wo gerade das Stück eines modernen Autors gegeben wurde, von dem ganz London sprach. Er möge sie abends mit seinem Wagen abholen.

Stobbs machte sich nicht viel aus Theater, dennoch freute er sich sehr, Cynthia einen Gefallen zu tun und mit ihr den Abend verbringen zu können. Aber als er mit ihr in der kleinen Loge saß und der Vorhang aufgegangen war, fühlte er sich bald von den Vorgängen auf der Bühne in seltener Weise angezogen.

Das Stück hatte nur drei Hauptpersonen: zwei Frauen und einen Mann. Der Mann ist ein junger Gelehrter, der seit Jahren über einer Erfindung brütet. Die geringe Zeit, die seine Arbeit ihm läßt, teilt er zwischen den beiden Frauen, die, so verschieden sie sind, ihn in gleicher Weise anziehen, so daß er sich für keine von beiden endgültig entscheiden vermag.

Die eine ist eine Natur, der das Leben des Tages, die Freuden der Stunde alles bedeuten. Sie, die die große Kunst besitzt, sich und anderen das Leben leicht, angenehm, beschwingt zu machen, sieht in der Versessenheit des Freuden, der bei Tag und Nacht von nichts träumt als von seiner Erfindung, nur die trennende Mauer, die ihn von jedem wahren Lebensgenuss absperrt. Sie weiß, daß das Können ihres Freuden ihm jederzeit einen Posten verschaffen könnte, der seine reichen Anlagen durch ein großes Einkommen belohnen und es ihm — und mit ihm — ermöglichen würde, jenes Leben voller intensiver Freude und kultiviertem Genüß zu führen, das sie sich an seiner Seite wünscht. All ihr Bestreben ist auf dieses Ziel gerichtet, und der Mann blickt zu ihrer heiteren Lebensauffassung auf wie jemand, der aus dem finsternen Schacht eines Bergwerkes emporblickt in den Glanz des Sonnenlichts, von dem ein Strahl aus unerreichbarer Höhe zu ihm hinabdringt.

(Fortsetzung folgt)

Eine neue Erika!

Modell 6 mit vollwertigem Setztabulator, 44 Tasten, Stechwalze, dem normalbreiter Walze, dem fabelhaft

Die Schaffhauser Uhr ist garantiert durch die Fabrik und durch den Uhrmacher

Fabrik-Garantie

Die Uhr hat unzählende Vorteile, die ihr fast unzählende Vorteile in technisch kontrolliertem Goldschmiedearbeiten, in feinstem Präzisionswerk, in doppelseitig sichtbaren Arbeiten, in dauerhafter Langlebigkeit mit ihrer Kupfer- und Vergoldeteile konstruiert. In Werkstätten sind die gebildeten Spulen und mit Hilfe der technisch vollständigen Maschinen hergestellt. Die Ausführung wird durch den Materialen von höchster Qualität. Die Uhrenfabrik E. Homberger-Rauschenbach, Schaffhausen.

Für genaue Zeit: Verlangen Sie I.W.C. Schaffhausen

Die Qualitätsuhr ersten Ranges. Schöne Auswahl in den guten Uhren-Handlungen

INTERNATIONAL WATCH CO. SCHAFFHAUSEN

Uhrenfabrik E. Homberger-Rauschenbach, Schaffhausen

Die Schweizerpianos und Flügel



immer bevorzugt

Sie kaufen am günstigsten direkt ab Fabrikdepot:

Musikhaus Wohlfahrt

Zürich 2, Beethovenstraße 49, Haus Bleiche

Verlangen Sie Prospekt!